

Kommende Baukunst?

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **17 (1927)**

Heft 45

PDF erstellt am: **21.09.2024**

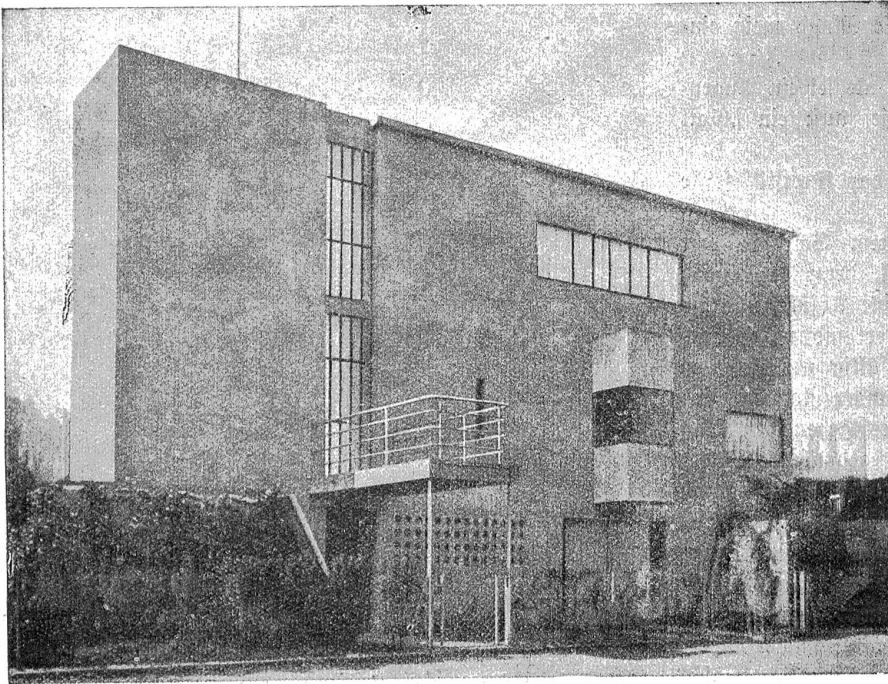
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646920>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Le Corbusier und Pierre Jeanneret, 1923, Villa in Vancresson.

Kommende Baukunst?

Nachdenkliches zur neuesten Bauweise, von Arift Kollier, Bern.

Die gut ausgestatteten Werbe-Bücher neuzeitlichster Baukünstler wie Le Corbusier, Bruno Taut und anderer, die lebhaften Erörterungen über neue Wohnkultur und namentlich die soeben zu Ende gegangene große Stuttgarter Werkbundausstellung „Die Wohnung“ haben die Gemüter lebhaft erregt, wie schon lange keine Frage der ästhetischen Kultur mehr. Es ist also an der Zeit, daß auch die Leser ernster Familienzeitschriften sich über das neue Wesen berichten lassen.

Dabei erscheint nun die Einschränkung auf das Zunächstliegende als dringend nötig, auf die neuartigen Wohnbauten, obwohl sie nur einen Teil der von allen bisherigen fortstrebenden Bauaufgaben darstellen. Es wäre reizvoll, in diesem Zusammenhange auch vom jungen Geist in öffentlichen Bauten zu reden, wie der Antoniuskirche in Basel von Prof. Moser, in Corbusiers interessantem Entwurf zu einem Völkerbundsgebäude in Genf und den preisgekrönten Arbeiten der Teilnehmer am Wettbewerb um eine Schweizerische Landesbibliothek in Bern, versteht man doch gewöhnlich unter Baukunst vor allem das Gestalten von Werken größerer Bedeutung, und nicht von Dingen des täglichen Lebens. Alle anspruchsvolleren Bauwerke sollen aber hier der Kürze zu Liebe übergangen werden, damit um so mehr Raum bleibt für die Alltags Häuser und ihren Inhalt.

Freilich ist dabei ein Hinweis auf die Gestaltungsgrundsätze der Neuerer unumgänglich; erst aus diesen Richtlinien erkennt man ihre Absichten und versteht man ihre fremdanmutenden Formen.

Als wirksamster Prophet läßt der Schweizer Jeanneret, genannt „Le Corbusier“, Maler und Architekt in Paris, seine Drommeten erschallen, am verständlichsten in seinem anziehenden und aufwühlenden Buche „Vers une architecture“, dessen deutscher Titel „Kommende Baukunst“ auch von mir als Ueberschrift gewählt wurde, mit einem diskreten Fragezeichen, das zum Nachdenken über diese neuen Probleme anregen will.

Corbusiers erster Leitsatz lautet: „Das Haus ist eine Wohnmaschine“ — gleich wie die Flugzeuge, die Automobile, die Ozeandampfer Maschinen sind. Wie dort die

Sachlichkeit zur Beschränkung auf das Einfachste, auf die vom Ingenieur genau berechneten zweckmäßigsten Formen zwingt, so müsse man es auch beim Hausbau machen. Wie bei jenen Gebilden der modernen Technik die Massenherstellung besondere Typen für die einzelnen Bestandteile und für die Gesamterscheinung (Fahrrad, Automobil) notgedrungen erzeugt habe, so müsse beim Hausbau gleichmachen die „Standardisierung“ der Hauptelemente gefordert werden. So gelangen Corbusier und seine Gesinnungsgenossen, namentlich die großen Holländer und Deutschen unter den Architekten (J. J. P. Dub, Rotterdam; Mies van der Rohe, Berlin; Walter Gropius, Bauhaus Dessau; Prof. Hans Pölzig, Berlin; Peter Behrens, Berlin; Prof. Dr. Frank, Wien u. a.) zu einer wesentlichen Vereinfachung der Bauweise, welche in der Hauptsache auf armerierten Betonkonstruktionen beruht, aber für Wände und dergleichen auch alle möglichen andern Baustoffe verwendet; Fenster, Türen, Pfosten usw. werden einfach in bestimmten Typen

fabrikmäßig hergestellt und zu Häusern kombiniert. Nach dem nämlichen Verfahren werden auch die Möbel konstruiert: Aufbau gleichartiger Elemente in beliebigen Zusammenstellungen, etwa so, wie schon heute Kartothekschränke oder abgeteilte Bücheretagen aufeinander getürmt werden. Es ist im Grunde, nur ins Große übertragen, ein Zusammenspielen, wie es uns aus der Jugendzeit mit ihren Unterkonstruktionen erinnerlich ist. Häuser im Serienbau sind eine Hauptforderung der Neuerer, noch in viel höherem Maße als dies schon heute durchgeführt wird.

Kennzeichnend klingt die überzeugte Versicherung Corbusiers über die Schönheit seiner Zweckbauten: „unser Herz wird nur höher schlagen, wenn die Vernunft zufriedengestellt sein wird, und dies mag geschehen, wenn alles gefühlmäßiger Berechnung entflieht. Man braucht es nicht als Schande zu betrachten, daß man ein Haus ohne spitzes Dach bewohnt, daß man Mauern hat, die dünn sind wie Blechblätter, und Fenster, die aussehen wie Fabrikfenster. Aber das, worauf man stolz sein darf, ist ein Haus zu besitzen, das so praktisch ist wie eine Schreibmaschine.“

Recht geben muß man den neuen Baukünstlern darin, daß die greuliche Stilmeierei der letzten vierzig Jahre, namentlich in den Städten, keine wahre Wohnkultur gebracht, sondern die gute vorhandene aus der Biedermeierzeit durch falsche, prokige Formen verdorben und durch das Nippfahngewimmel eine unvernünftige Mehrarbeit selbst in einfache Wohnungen hineingebracht hat, die den geplagten Hausfrauen manche stille Ruhestunde raubt. Mit einer Vereinfachung des Hausrates, mit praktischem Zusammenrücken der Wohnräume und namentlich auch mit einer klügern Aufteilung und Einrichtung der Küche wird sicher jede Hausfrau von Herzen einverstanden sein. Aber, rein vom praktischen Standpunkte aus, wird es sich denn doch sehr fragen, ob das von Corbusier angewandte weitere, höchst sympathische Prinzip: „mehr Luft und Licht“, in dem ungeheuren Ausmaß der Fensterflächen wirklich auch der Hausfrau hochwillkommen ist und ob nicht die Zeit, die sie jetzt mit Abstauben verträdeln muß, in Zukunft doppelt mit Fensterputzen zugebracht werden müßte! Ganz abgesehen von den Glaserrechnungen für die viel größern Scheiben als man sie jetzt kennt, und ohne mitzurechnen, daß man bei diesem fensterfreudigen Baustil, besonders in dicht bewohnten Quartieren, buchstäblich „in einem Glashaufe“ sitzt. Eine W-

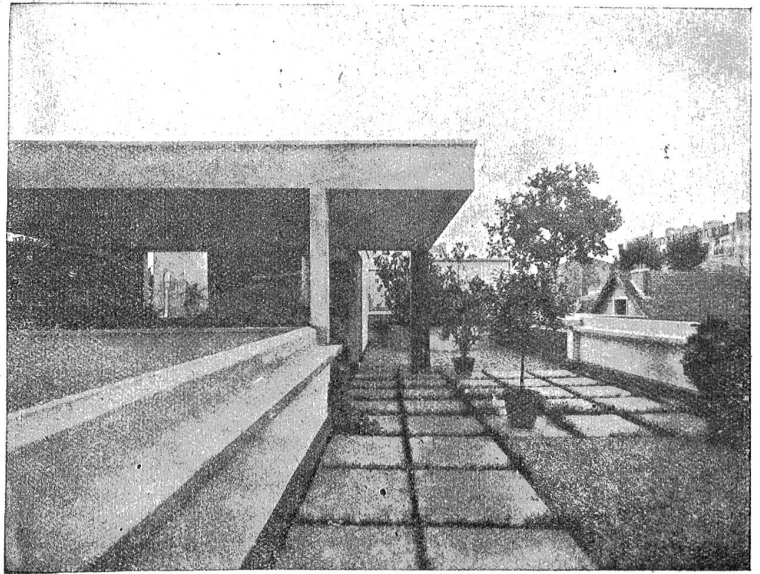
ichtung nach außen wird niemals so wirksam sein können, daß man sich behaglich „in seinen vier Wänden“ fühlt und neugierigen Augen kein Ziel bietet. Dazu kommt, daß diese leichtgebauten Häuser sehr „ringhörig“ sind. Wie soll das werden, wenn jede Familie in den Blockbauten (wie Corbusier es empfiehlt, ohne an seine blechdünnen Zwischenwände zu denken) ein Grammophon und ein Pianola ertönen läßt?

All diese tatsächlichen Erkenntnisse, wie auch die schußlosen schmalen Treppen, die Podestverglasungen, die verlieharten, etwa einen halben Meter breiten Gänge, die betonierte Schreibplatte an Stelle eines Schreibtisches, die niedrige Betonbrüstung rings um das Badezimmer (geschaffen für Susanna im Badel!), die Betonpfeiler mitten im Zimmer, die vom Treppenhause aus ohne Zwischenmauer und ohne Türe zugänglichen Dienstmädchenzimmer, mehrstöckige Kabinen-Betten und ähnliche unüberlegte Einrichtungen, wie man sie in der Stuttgarter Wohnungsausstellung zu Dutzenden sehen kann (gerade auch in den Corbusierhäusern), erlauben wirklich ein großes Fragezeichen dazu, ob diese Bauten in allen Stücken so „praktisch“ sind, wie eine Schreibmaschine, sonderlich, da wo Kinder sich tummeln wollen.

Unter einer Maschine versteht man sonst einen Betriebsapparat, der „gehandhabt“ und in Bewegung gesetzt wird, um eine Arbeit zu verrichten. Darum hinkt denn auch der Vergleich des Hauses mit einer „Wohnmaschine“ ganz bedenklich. Jene andern, wirklichen Maschinen (Auto, Flugzeug usw.) haben gerade ganz andere Zwecke zu erfüllen, als das Haus und die Wohnung. Darum sind bei ihnen die Raumbeschränkung und die Standardisierung der einzelnen Bauteile nötig und vernünftig, denn sie dienen der raschen Fortbewegung der Insassen. Ganz anders das Wohnhaus, das zum Bleiben eingerichtet sein soll und die ganze Familie mit ihren Dienboten und Gästen zum wetterfesten, warmen und würdigen Aufenthalt aufnimmt.

Hier, auf dem Gebiete der Hygiene und einer vernünftigen Lebensweise, liegt allerdings das Hauptverdienst der neuen Richtung, die ja nicht nur hinsichtlich des Bauens, sondern in allen andern wichtigen Neuerungen des Lebens, wie Kleidung und Arbeit, zur Geltung kommen möchte, in letzter Linie also von einer neuen Weltanschauung ausgeht und sich „Revolution“ nennt.

Die großen, einleuchtenden Vorteile der neuen Bauweise liegen einmal in ihrer Ehrlichkeit, die auf alle Mächchen, wie Türmchen, Erker, Ornamente, Gipsstuckaturen, Schnitzereien und dergleichen im Bauen und in den Wohnungseinrichtungen von vorneherein verzichtet und mit einfachsten Linien und Baustoffen auszukommen sucht. Daraus ergibt sich mit Recht die Verachtung des unnützlichsten bisherigen Wohnungsraumes, des sog. „Salons“, wie starke Betonung der Wichtigkeit des eigentlichen Hauptraumes: der Wohnstube, und, in engerer Verbindung mit ihr, der Küche, wo das Essen beschafft wird. Durchpaß für Geschirrs und Speisen (wohl auch Küchendüfte!), helle Fenster über Spülblech, Zurrückstisch und Herd, und Raumersparnis in der Küche sind die erfreulichen Errungenschaften dieser Baugesinnung. Die einfach möblierten Zimmer werden vom Licht durchflutet und schenken uns (eine schöne Landschaft wie Stuttgart vorausgesetzt) einen herrlichen, freien Blick ins Weite; die Fensterreihen selber werden durch keine Pfosten oder Wände unterbrochen. Es muß beim Sonnenschein sehr gesund und frohmütig sein, hier zu wohnen. Schon mehr Bedenken habe ich gegen Corbusiers Idee, das Parterre sozusagen in Luft zu verwandeln, d. h. als freien Gartenraum unter dem ersten Stockwerk zwischen den das ganze Haus tragenden Betonpfeilern zu gestalten. Sowohl: „Aus-schaltung der Erdschwerkraft“, „Loslösung des Hauses von der Erdschwere“ (als ob ein statisches Werk wie das Haus gerade wie ein bloß kurz auf dem Erdboden aufstehender Vogel und als leicht

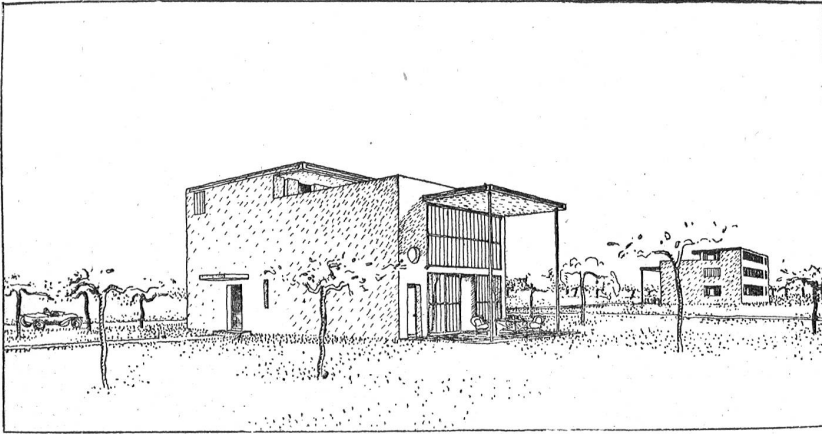


Le Corbusier und Pierre Jeanneret, 1923. Priotalhaus in Auteuil, Dachgarten.

schwebend auszufliegen bestimmt wäre, wie ein blinder enthusiastischer Anbeter Corbusiers in der „N. Z. Z.“ gerühmt hat!); aber dazu auch sicher kalte Füße im 1. Stockwerk und Fraglichkeit der Heizwirkung in kälteren Zonen!

Zuletzt nun die von Corbusier verlangte und betätigte völlige Abschaffung des Daches und seine berühmten „Dachgärten“. Zugegeben sei, daß bei schöner Witterung der Aufenthalt auf den flachen, geräumigen Terrassen, die das würfelförmige Haus nach oben abschließen, trotz der Mäßigkeit der einbetonierten Blumenbeete und Topfpflanzen, die nur von ferne an einen „Garten“ erinnern, viel angenehmer ist, als auf den lächerlichen, engen Gitterbalkons, wie sie jetzt noch üblich sind. Doch muß man sich ernstlich fragen, ob diese Dachgärten wirklich, wenigstens für uns in der Schweiz, nötig und wünschbar sind. Auf Mietkasernen im neuen Blockstil sind sie sinnlos, weil die Gemütlichkeit sofort aufhört, sobald 10 oder 20 Familien sich in der kurzen freien Zeit der Arbeitenden da droben besammeln; erfahrungsgemäß ziehen die Leute nach sauren Wochen lieber aus und feiern ihre fargen Feste in der freien Gotteswelt, außerhalb dem Staub der Städte. Dann wird aus den „Dachgärten“ (mit Ausblick auf andere flohige Mietkasernen) einfach eine Wäschehenke — beim Sonnenschein. Die kann man aber auch so haben — und sicherer — unter einem braven Ziegeldach, das selbst bei schlechtem Wetter Dienst tut. Und nun bei den „Villen“ oder Einfamilienhäusern, in Gartenquartieren: da wird's den Bewohnern wahrlich lieber und bequemer sein, wirklich ins Freie zu sitzen, in das Gärtchen, und sei es noch so klein, unter Bäumen und Sträuchern, die im Erdboden wurzeln und nicht in Kübeln oder Betonkisten auf dem Dach, wo sie getränkt werden müssen.

Für Neubauten in städtischen Quartieren und Wohnbauten in Dörfern sollten die vortrefflichen Ideen Corbusiers, insbesondere die Bereicherung der Fensterflächen, die Vereinfachung und geschickte Zusammenlegung der Wohn- und Ruhräume und der Verzicht auf jeglichen Stillfranzel herbeizig werden. Aber ich sehe die Notwendigkeit nicht ein, seine in den Hauskörper einbezogenen Hohlräume ohne direkten Wohnzweck (Durchführung des „Gartens“ unter dem Haus, oder gar wechselweiser Einbau von durchgehenden „Garten“-Terrassen mitten in großen Häuserblöcken, wie bei seinem „Block von 120 Villen“ in einem Bau) und seine Dachgärten überall einzuführen. Seine guten Gedanken lassen sich auch ohne diese absonderlichen Capricen in Häusern mit einem schlichten Dach verwirklichen. So ein Dach gibt eben dem Hause ein Gesicht; es bedarf keines internationalen Haustyps in Reinkultur. Am nächsten sind diese



Le Corbusier, 1922. Villa im Serienbau, 72 Quadratmeter Bodenfläche. Zementgerippe. Zementspritzverfahren. Ein großer Saal von neun auf fünf Meter, eine Küche, ein Mädchenzimmer, ein Schlafzimmer, Baderaum, Boudoir, zwei Schlafzimmer, ein Sonnenbad.

weißen Würfel verwandt mit den Häusern im Orient, etwa in Marokko oder Turkestan und wirken jedenfalls bei uns durchaus fremdartig. Wir haben in der Schweiz eine Reihe von Standard-Formen des Hauses, die in praktischer Erfahrung von Jahrhunderten gewonnen worden sind und uns für die Konstruktion und auch das äußere Bild des schlichten Stadthauses manche Anregung geben können und selbst einzelne Gedanken der neuen Bauweise schon zum Teil verkörpern: denken wir an das frohmütig-helle Appenzellerhaus mit seinen blitzblanken durchgehenden Fensterreihen, die mannigfaltigen sauberen Giebelhäuser der Ostschweiz, das freundliche, sonnige, fensterreiche Oberländer Chalet, das breitgewalmte, behagliche Berner Bauernhaus im Grünen, und nicht zuletzt das einfache Sommer-Landhaus der Bernerpatrizier mit dem Zeltdach, ein Muster heiterer Wohnlichkeit im Garten drinn; sie alle haben das Erfordernis der „zweckvollen Sachlichkeit“ auf ihre Art schon längst erfüllt und weisen dazu noch etwas auf, was den kalten, nüchternen Betonklöcken entschieden fehlt: Gemüt und Herz. Gesundere Grundsätze beim neuen Bauen und Wohnen sind uns herzlich willkommen; aber die Einseitigkeiten brauchen wir nicht mitzübernehmen. Das geliebte Antlitz der Heimat ist ein seelischer Wert, den auch mathematischer Rationalismus und eine geschickte Propaganda nicht zu vernichten vermögen.

Die Klischees zu diesem Aufsatz sind aus dem Buche „Le Corbusier, Kommende Bauten“, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Reise der Stadtmusik Bern nach Spanien.

12. bis 20. Oktober 1927.

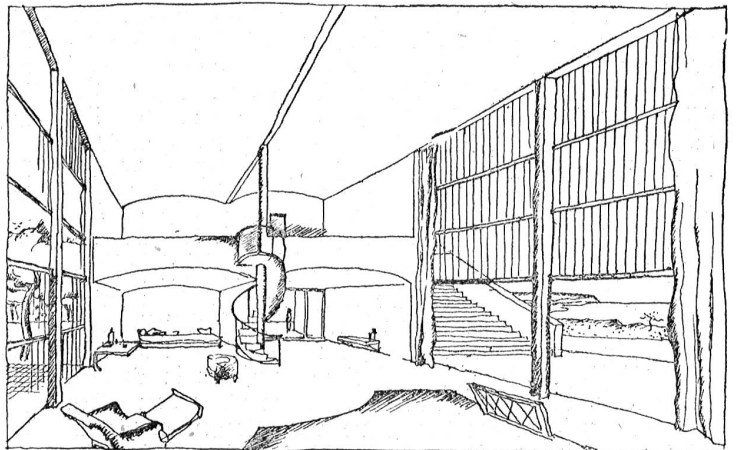
Eine Auslandsreise, selbst für eine Musikgesellschaft, bedeutet immer Gewinn. Fremdes Land und fremde Leute kommen uns näher, und der bisherige angebliche Idealzustand des eigenen Landes erfährt in gar mancher Hinsicht kräftige Korrektur.

So zog die Stadtmusik Bern, mit den übrigen Reiset Teilnehmern eine Gesellschaft von rund 270 Personen, Mittwoch den 12. Oktober gegen Süden. Durchs Gürbetal, Randental führte der Extrazug ins sonnige Wallis. Die dem Bärensgraben entführte Julia, als Geschenk der Stadt Bern an die Stadt Barcelona, fühlte sich in der ungewohnten Holzkiste nicht besonders behaglich, denn ab und zu ließen sich Töne vernehmen, die unmißverständlich lauteten. In prächtiger Fahrt ging's Mailand zu, wo bereits am Mittag das erste Reiseziel erreicht wurde. Der Nachmittag diente zum Besuche des mächtigen Doms, des Campo Santo und weiterer Sehenswürdigkeiten. Gegen Abend entführten uns die bequemen Schweizerwagen nach Genua. Die Ankunft daselbst übertraf unsere Erwartun-

gen. Licht über Licht strahlte im Bahnhof und seiner Umgebung. Aufmerksames Militär bildete quasi die Ehrenwache. Doch halt! Nicht uns galt die Aufmerksamkeit. König und Duce waren die Geehrten, die zu einer Denkmalseinweihung sich nach Genua begaben. Trotzdem machte sich auch die Stadtmusik Bern sofort bemerkbar, indem sie auf dem Bahnhofplatz ein beifällig aufgenommenes Konzertchen bestritt...

Der Verlad der Gesellschaft auf den italienischen Schraubendampfer „Franco-Fassio“ brachte etliches Wirwar, denn eine Gesellschaft Berner ist in verschiedener Hinsicht ein delikates Factum. Immerhin um 2.00 Uhr nachmittags lichteten wir die Anker, und die besten Wünsche der zahlreichen Schweizer Kolonisten begleiteten die Ausfahrt. Strahlende Mittelmeerfonne, vollständig ruhiges Meer. Durch das Gewoge der großen Transportdampfer, Frachter, Segler lotste uns die unscheinbare Schaluppe. Da! Zu linker Hand ein schönes Schulschiff. Die Besatzung entspricht wohl unsern Kadetten. Rasch auf Deck, und in strammer Haltung stehen die Knirpse da und erweisen uns die Ehrenbezeugung mit dem Fascistengruß zu den Klängen der Kadettenkapelle. Diese Aufmerksamkeit überraschte angenehm. Dann hinaus ins freie Meer, adieu Lokse, adieu schönes Genua! Freiheit der Meere, also hoch das weiße Kreuz im roten Feld. Ein mächtiger Applaus begleitete das Hochziehen, dann schwellte sich des Schweizers Brust. Reisefapelle in Aktion. Tanzkränzchen auf Deck, hier und dort schüchterner Gesang. Die Fahrt der Riviera entlang war ausnehmend schön, und als das große Licht den Abend und dann die Nacht erhellte, stunden am Ufer Tausende von Unbekannten.

Der Schlaf im Schaukelbett auf hoher See soll nicht überall die erwünschte Ruhe gebracht haben. Ein erster Ausgud am Morgen zeitigte leichtes Gewell. Seekrankheitsaspiranten suchten bereits ein beschauliches Ruheplätzchen. Gegen Mittag setzte Regen ein, und die Mahlzeit verlief äußerst ruhig, denn gar so manches treue und teure Haupt fehlte am Tisch. Gegen Abend mehrten sich die stillen und lauten Wünsche nach Land, Grund und Boden. Da! Der Leuchtturm von Barcelona. Gegen 8 Uhr abends ertönte von der Kommandobrücke das Stopp! Mächtig Volk erwartete die Berner und den Bären, und wohl zum erstenmal ertönte im Hafen von Barcelona der Bernermarsch. Nach dem Auslad wurden sofort die Quartiere bezogen, und mit der



Salon einer Strandvilla. Die Träger in gleichbleibenden Abständen, die gewölbten Deckenplatten, die auf Grund eines Standards hergestellten Fenstersteile, der Wechsel von Ausgefülltem und Leerem, legen die architektonischen Elemente der Konstruktion gesetzmäßig fest.